

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1948**

11/12 (25.12.1948) Das Fenster





2. JAHRG. / SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE / NR. 11/12

## CLARA

Von Walther von Hollander

Im Dorfe Rogasen, einem winzigen Nest abseits der Heerstraße lebte um die Jahrhundertwende der junge Pfarrer Hans Pfähler. Er hatte eine weit über die Felder verstreute Gemeinde zu verwalten und da er an seinem Amte und seiner Berufung mit ganz besonderer Liebe hing, überstand er die ersten Jahre der Einsamkeit ziemlich gut. Dem Winter 1902/03, seinem dritten Dorfwinter, sah er allerdings mit einiger Bangnis entgegen. Er kannte nun schon allzu genau die einsamen Schneebände, die um vier Uhr nachmittags beginnen und nicht enden wollen, die Nächte, in denen der Atem des Hundes Karo das einzige Geräusch war weit in der Runde. Er kannte die Schneestürme, die von Osten her über die Seenplatte führen, die Gottesdienste, die er allein mit den nächsten Nachbarn, dem Organisten Möbius und der alten Kirchendienerin Frau Mowranke abhalten mußte, weil die Bauern nicht mehr durch die Schneeverwehungen durchkamen. Er fürchtete sich auch ein bißchen vor den schweren Wegen, die er um die Weihnachtszeit, die Sterbzeit der alten Leute und die Taufzeit der ganz Jungen, zu gehen hatte, in Wasserstiefeln und einer Lodenjacke, den Schal fest um das Gesicht gewunden und den Rucksack auf dem Rücken, der den Talar, die Bibel und das Abendmahlsgerät enthielt.

Der Winter meinte es dann zuerst gnädig, bis in den Dezember hinein blieb es ziemlich warm. Zur Weihnachtszeit war die Kirche noch dicht besetzt von kerzentragenden Bauern und Bäuerinnen und die Gesänge der Weihnachtsnacht konnte man weit in der Ebene hören. Denn es war windstill, als ob die Engel selbst über die Felder wandelten. Schon am ersten Feiertag begann es aber zu schneien. Bei Windstille wurde die erste Schneedecke sanft über die Felder gebreitet, dann schlug das Wetter nach Nordwesten um und nun wehte ein Schneeschleier hinter dem anderen über das Pfarrhaus hin, über die Sumpfwiesen, über die zwischen Linden versteckten Gehöfte, bis an die Kirche, die auf dem einzigen kleinen Hügel dieser Gegend steht.

Dieser Sturm dauerte bis zum letzten Tage des Jahres. Der Pfarrer saß in seinem weiten Pfarrhaus. Er hatte sich drei von acht Zimmern geholt, damit er ein wenig hin- und hergehen konnte. Ueber dem Anzug trug er seinen Schlafrock und um den Hals einen Schal. Denn der Nordwest piff so durch die Fenster, daß man beinahe im Freien zu stehen meinte. Der Pfarrer ging unruhig hin und her. Er sah in den Feldern gleich hinter dem Haus die hungrigen Rebe und Hasen nach Grünkohl scharren und er stapfte zuweilen hinaus, um Mohrrüben und Kartoffelschalen für das Wild an einer windgeschützten Stelle niederzulegen. Dann saß er an seinem Schreibtisch, brütete über der Silvesterpredigt und einer Begräbnisansprache, hörte dem Nachtwind zu und schrak auf, wenn irgendwo ein Hund bellte.

Später behauptete er schon gewußt zu haben, daß dieses Silvester seltsam verlaufen würde. Denn wozu hatte er sich brieflich eine Probesendung mit fünf Flaschen Rotwein kommen lassen, wozu hatte er sich durch den Schnee zum Kaufmann und Gastwirt durchgekämpft, um Zucker, Nelken und Zimt zu einem Glühwein einzukaufen? Die Vorahnung mußte ihn wirklich getroffen haben. Denn am Morgen des 31. Dezember bohrte er auch noch den gewaltigen Kachelofen im vierten Zimmer, dem Ostzimmer, in dem zwei große Betten standen, hinterlassen vom vorigen Pfarrherrn und seiner Frau, die hier in Rogasen acht Kinder geboren hatte und nun von diesem Werk auf dem Friedhof an der Kirche ausruhte.

Gegen die Dämmerung des Silvesterabends, nach einem sonnigen Tag, hob der Nordwest wieder an. Man hörte die Wälder stöhnen und murren. Dann, als die Peitsche des kalten Windes sie traf, heulten sie auf. Die Fenster klapperten und der Schnee rutschte gegen das Glas. Der Pfarrer Hans Pfähler memorierte seine Predigt. Er fand, daß sie besonders schön geworden war und er bedauerte, daß er sie nur für den Lehrer Möbius und die Kirchendienerin Mowranke würde halten müssen, denn

bei diesem Wetter zogen sich die Bauern die Betten über die Ohren und schliefen.

Um zehn Uhr abends war der Gottesdienst angesetzt. Um halb und dreiviertel zehn läutete die Glocke von Rogasen je fünf Minuten, läutete mit starken und tiefen Tönen durch den Sturm über die Schnee-Ebene und das Licht im Kirchturm leuchtete weiß hin. Der Pfarrer hatte schon seinen Talar angezogen. Er band sich die Bälchen und setzte seine runde Samtmütze auf, die so gut zu dem Knabengesicht mit dem Spitzbart paßte. Er lächelte sich im Spiegel etwas spöttisch zu, weil er nun auszog, das Wort Gottes sich selbst zu verkündigen und seine Weisheit den Wänden zu predigen oder den Hasen und Reben, die jetzt an der windabgekehrten Seite hinter der Pfarre und der Kirche Schutz suchten. In diesem Augenblick schlug Karo der Hund an, bellte wild und beunruhigt. Es kam jemand durch den Schnee auf die Pfarre zu. Vielleicht doch ein Bauer, der zum Gottesdienst kam und zuvor noch irgendeinen Rat erbitten oder eine Meldung erstatten wollte. Der Pfarrer öffnete die Haustür. Da hörte er eine Frau rufen. Ganz nah und deutlich eine Frau: „Hilfe, Hilfe ... ist denn hier niemand?“

Pfähler nahm die Stalllaternen, die er schon angezündet hatte, um in die Kirche zu gehen, ging der Stimme nach und fand unter der Linde, die zwischen Pfarre und Kirche stand, zwei Frauen. Die eine an den Stamm gelehnt und die andere diese eine stützend und als Schutz gegen Wind und Schnee sie schirmend. Beide schienen schwer erschöpft zu sein. Sie antworteten ihm kaum und er mußte sie bei den Armen nehmen und in sein Haus hineinziehen. Da saßen sie nun in der Pfarrstube am Ofen, in dicke städtische Mäntel gehüllt, verkrochen in häusliche verschleierte Kopftücher, von denen sich langsam der Schnee löste und ins Zimmer tropfte. Der Pfarrer knüpfte ihnen die Kopftücher ab und nun sah er, daß er zwei blonde junge Frauen vor sich hatte, eine zart und lieblich, sehr jung, madonnenähnlich, die andere etwas älter, strengt, unscheinbarer. Zwei Schwestern augenscheinlich. „Wir können nicht weiter“, sagte die Ältere, es ist ganz ausgeschlossen.“ Sie zeigte auf die Junge, Liebliche, deren Gesicht sich gerade unter einem stämmischen Schmerz zusammenzog. „Sie sehen, daß es unmöglich ist.“

Die Kirchenglocke setzte jetzt zum dritten Läuten an. Es war eigentlich Zeit für den Pfarrer, aufzubrechen. Er sagte: „Sie können natürlich hier erstmal bleiben. Es ist geheißen, Gott sei Dank und Platz genug. Im Herd ist Feuer, im Schrank Rotwein. Im Keller Brot, Wäsche in der Kommode.“ Er sprach eifrig. Er war recht zufrieden, daß ihm in der letzten Stunde des Jahres noch Gäste ins Haus geblasen wurden und er freute sich schon jetzt, daß er nach dem Gottesdienst vielleicht noch einen Augenblick das Gesicht der lieblichen Madonna von der Landstraße sehen würde.

„Ich muß Ihnen noch schnell sagen, wer wir sind“, flüsterte die Ältere schnell, „damit Sie wenigstens Bescheid wissen. Wir sind Schauspielerinnen, mit unserer Truppe aus Polen herübergekommen. Wir hätten drüben keinen Erfolg und wollten nun zu Silvester wenigstens bis in die Kreisstadt kommen, aber meine Schwester, die Clara, konnte nicht weiter. Warum ... nun Sie sehen es ja. Wir sind heute morgen zurückgekommen. Aber wir hatten kein Geld fürs Quartier und mußten weiter und dann kam seit Mittag kein Dorf mehr und wir haben uns in der Dunkelheit verirrt und waren sicherlich eingeschlagen, wenn nicht ...“

„Ich muß wirklich gehen“, sagte der Pfarrer, „ich bin in einer Stunde wieder da.“

„Sie müssen aber doch wissen“, rief die Frau, „daß meine Schwester nur durch die Wehen wachgehalten wurde. Wenn man nicht allein erfriert, kann man nicht erfrieren.“ — Der Pfarrer

verstand sie noch immer nicht. „Die Schneewehen sind in diesem Jahr wirklich arg“, sagte er und wandte sich zur Tür. Aber die Frau hielt ihn am Ärmel des Talars fest. „Nein, nein“ flüsterte sie, „meine Schwester bekommt ein Kind. Jetzt gleich.“

Sie gingen in die Pfarrstube zurück. Sie fanden Clara am Boden liegend mit aufgerissenen Mund, aber ohne Schrei, die Augen ungesetzt gewellt, den Körper verkrampft. Sie trugen sie in das große Schlafzimmer. Der Pfarrer brachte Licht, Handtücher, warmes Wasser, Brutter, Brot und Tee. Dann stapfte er eilig in den Schnee hinaus. Der Sturm entführte ihm seine runde Pfarrer-mütze. Barhäutig und atemlos, mit verschneitem Talar betrat er die leere Kirche, in der außer dem Organisten und der Kirchendienerin ein einziger Bauer saß, der einsame taube Tobias, 83 Jahre alt. Tobias, der Kantor, die Kirchendienerin und der Pfarrer hielten nun zusammen Gottesdienst. Der Pfarrer sprach kurz und schön über die ewige Wiederkunft der Zeit und wie Leben und Sterben das Gleiche ist, Tag und Nacht auch das Gleiche, nur in der Farbe voneinander verschieden und alles dem ewigen Gott zugehörig. Sie sangen zusammen das Neujahrslied.

Danach war der Gottesdienst zu Ende und jeder ging in sein verschneites Haus zurück. Als der junge Pfarrer seine Pfarre betrat, hörte er eine Stimme weinen und er wunderte sich, daß die jüngere von den Schwestern eine so winzige und schwache Stimme hatte. Dann aber durchfuhr ihn ein eisiger Schreck. Er riß die Tür ungestüm auf. Er stand auf der Schwelle, die Haare verweht, die Augen ungesetzt aufgerissen. Er ging langsam, das Andachtsbuch in beiden Händen, auf die Betten zu. Da lagen nebeneinander der Tod und das Leben. Nebeneinander bleich und verklärt lächelnd die Schneemadonna und ein kleines zartes Mädchen, mäschenartig das rosa Gesicht gefaltet und das rosa Köpfchen von zartem Lockenflaum überwachsen. Die Schwester, Martha mit Namen, weinte herzzerbrechend. „Tot“ schrie sie, „tot“. Gestorben. Alle Quälerei, aller Kummer umsonst. Vorgestern hat sie noch gespielt, danken Sie. Wir haben weite Kleider genäht. So ging es. Und dann schrie sie wieder.

Der Pfarrer wußte auch keinen Trost. Er stellte zwei Lichter und den Kreuzifixus zu Häupten der Toten, eine Myrthe, die gerade in Blüten stand, stellte er neben das Totenbett, so, als müsse eine Braut gefeiert werden. Dann nahm er das Kind auf und trug es in sein Bett. Sie gingen zusammen in die Studierstube. Er holte zu essen und kochte einen Glühwein. Er zwang die Frau zu essen und zu trinken, mochte sie auch noch so satt von Tränen und Trauer sein. Und er hörte ihre Geschichte und die der Schwester Clara.

Wie Clara von Hause weggelaufen war, um Schauspielerin zu werden. Denn der Vater hätte es nie erlaubt. War ein ehrbarer Kaufmann. Wie Martha mitgegangen war, nicht selbst zu spielen, sondern um die geliebte Jüngere zu schützen und wie sie niemals sie hätte schützen können. Wie Clara wohl Erfolg hatte, aber noch mehr Ungeduld und Hochmut und Heftigkeit und sich stets alles, was sie in einem Jahr aufgebaut, in einem Tage verlor. Wie sie deshalb in der Wandertruppe gelandet waren, Clara als Salondame und Martha als Garderobiere, Friseurin und Souffleuse und dann schließlich das Unglück mit dem Mann kam, dem Helden, einem brutalen schönen Menschen, der sie heiratete und mißhandelte und bei dem sie doch ein ganzes Jahr blieb, bis gestern, bis die Truppe sie beide ohne einen Pfennig zurückgelassen hatte. Beim Morgengrauen waren die Schauspieler davongelaufen und die beiden Schwestern waren hinterdrein marschiert, den ganzen Tag durch den Schneewind, bis der Abend kam und die Nacht, und als sie gerade die Kraft verlassen wollte, hatten sie die Glocken von Rogasen gehört und waren ins Pfarrhaus gekommen und so hätte alles gut werden können und war nun alles aus.

Sie saßen eine Weile und schwiegen. Ab und zu schloß Martha. Dann begann die Glocke von Rogasen wieder zu läuten. Sie läutete das Neue Jahr ein, das Jahr 1903. Der Pastor Pfähler erhob sich. Er öffnete das Fenster. Er sah in die Schneeweite hinaus in den Sturm da draußen und horchte auf den Sturm der Trauer und Freude in seinem Herzen, legte ihr die Hand auf die Schulter und begann auf sie einzureden. Er sprach zuerst von sich, daß er hier allein saß in der Schneewüste und der vollkommenen Einsamkeit. Daß er schon lange wartete, wen Gott ihm wohl schicken würde. Und nun war das Kind gekommen und sie, Martha. „Sie werden erstmal hierbleiben“, schloß er, „Sie und das Kind. Schütteln Sie nicht den Kopf, Sie müssen bleiben. Natürlich geht es. Wir werden schon eine Möglichkeit finden. Lassen Sie mich eine Nacht nachdenken.“

Er wartete keine Antwort ab, er schob sie in ihr Zimmer. Dann holte er das Kind, das zu weinen anfing und ging langsam durch seine beiden Zimmer. Das Kind weinte weiter. Er begann zu singen. Die Choräle der Neujahrsnacht. Das Kind weinte. Schrie. Er ging in das Zimmer der Toten und setzte sich an ihr Bett, das Kind auf dem Arm. Da wurde das winzige Wesen still, sah mit großen nichtsagenden Augen vor sich hin und schlief ein.

Der Pfarrer wagte nicht, sich zu rühren. Er saß regungslos und sah die Mutter und das Kind an. Er begann eine stumme Zwiesprache mit der Toten. Er sagte ihr, daß er sie in den wenigen Augenblicken geliebt hatte, in denen er sie am Leben sah. Er bat sie, sie solle nun einwilligen, daß das Kind in Rogasen blieb. Er versprach ihr, daß er das Mädchen niemals verlassen werde. Er rang mit ihr wie Jacob mit dem Engel. Dann saß er lange ohne Gedanken und wartete. Das Kind schlief. Die Tote ruhte. Nur der Wind heulte draußen. Endlich aber kam das Zeichen: das Kind auf seinen Armen wechte auf, sah ihn an und lächelte. Da lächelte er entgegen in all seiner Trauer. Denn es schien ihm, als habe die Verstorbene ihm durch das Lächeln des Kindes geantwortet.

Das Uebrige ist schnell erzählt. Am 3. Januar, einem eisigen Tage, wurde Clara, die Schauspielerin beerdigt. Ihre Schwester Martha zog ins Nachbarhaus zum Organistenhepapa Möbius. Das Kind blieb beim Pfarrer. Er gab es nicht her. Das sei ihm von der Toten anvertraut. In der Liebe zu der kleinen Clara und in der unaussprechlichen Liebe zu ihrer Mutter, die von einem Leben der Mifflerfolge auf dem Friedhof Rogasen ausruhte, fanden sich allmählich der Pfarrer und Martha die Schwester. Im Jahre 1906, drei Jahre nach jener seltsamen Silvesternacht, heirateten sie. Es wurde eine glückliche Ehe, obwohl ihnen Kinder versagt blieben und obwohl sie beide schon geglaubt hatten, daß das Glück an ihnen vorübergegangen war. Die kleine Clara ist inzwischen eine berühmte Sängerin geworden.



Die Flucht nach Aegypten, einer der ältesten deutschen Holzschnitte eines unbekanntem schwedischen Meisters um 1470. Die Klarheit und Einfachheit der Linien in den Figuren und im Aufbau des Bildes ist das Schöne und Besondere an dem Blatt, das im Original mit wenigen Farben angezucht ist. Die Entwicklung der deutschen Kunst des Zeichnens und Holzschnittens geht aus einem Vergleich mit dem Mittelbild auf der ersten Seite unserer Weihnachtsnummer hervor.



### Kleine Kirche

Es war in einer thüringischen Stadt. Im Dezember. Ein kalter Wind kam von den nahen Bergen, strich über die Schloßruine und die tief zu ihren Füßen liegenden, ziegelgedeckten hundertjährigen Ställe, die mit ihren gewölbten Dachungen selbst wie uralte Tiere aussahen, die sich in den beginnenden Schneefall duckten. Am schmalen Fluß mit dem Blick auf das Schloß, stand ein Kirchlein verloren am Straßenwinkel, mit seinen blinden, grauen Fenstern und der abbröckelnden Mauer, als hätte man es einfach nicht gewagt, dieses zierliche gotische Schmuckstück zu beseitigen. Vielleicht, so dachte der Fremdling, ist irgendwo eine Tür durch die man eintreten könnte. Vielleicht waren in dem alten Raum noch eine bemerkenswerte Deckenwölbung, ein Schnitzaltar oder dergleichen. Man ging halb um die Mauern herum und fand ein kleines Tor.

Eine schöne Wärme schlug dem Eindringling entgegen. Ein eiserner Ofen strahlte sie aus, und das ganze Kirchlein war vollgestopft mit kleinen Menschen.

Kindergottesdienst!  
Der Türe zunächst in den letzten Reihen war noch ein Platz frei. Der Besucher setzte sich behutsam und hörte zu. Vor seiner Reihe stand als jüngste der Lehrerinnen eine Dreizehnjährige in bescheidenem Röckchen, den kleinen Hut, den sie wohl von einer älteren Schwester mochte bekommen haben, schief auf das Blondhaar gestülpt. Sie war mit heiligem Eifer bei der Sache. Die blasser Winter Sonne kam schräg durch die Schulben und fiel über ihr Gesicht. Es war von einer so anmutigen Schönheit und Reinheit, als sei ein Engel Botticellis ins Leben gerungen und fühle sich da nun wohler als im Bilderrahmen.

Das Mädchen erzählte die Geschichte von der Geburt Jesu. Sie sprach die Worte langsam in thüringischem Tonfall. Das sang und klang weich und heimlich, zog in solchen Lauten gleich einem Volklied durch den Raum. Die thüringische Landschaft mit ihren Wiesen und sanften Bergen, den Wäldern war darin, die stillen Dörfer mit der alten Geheimsprache des Gebälks in den Fachwerkhäusern und es war, als schneie es in den Klang hinein auf die Dächer und Berge und auf die alten Ställe vor dem Schloß, als sähe man durch eines der Stallfenster eine Laterne brennen und neben einer Krippe ein Ochslein und einen Esel auf der Streu liegen.

Wie anständig die Vier- und Fünfjährigen zuhörten, wie groß sie die Augen aufschlugen! Wie unbeweglich sie das saßen! Nur manchmal schlengerte eine mit den Beinen, oder ihrer Brust entfuhr ein tiefer Seufzer.

Als die Geschichte zu Ende war, fragte die Erzählerin, wer sie denn wiederholen könne. Niemand meldete sich. Man sah es den Kindern an, sie waren noch befangen von dem, was sie gehört und wie sie es gehört. Schließlich erhob sich eine mit einem kecken Näschen, blitzenden, lebhaften Augen. Zwei braune Zöpfe standen ihr steif vom Kopfe. Die Hände hatte sie über der roten Wolljacke gefaltet. Sie begann ohne Scheu auf ihre Art. Aus der zarten Stimme der Lehrerin war in dieser Verwandlung eine Kindertrumpete geworden, welche die Worte hastig kräftig, nunmehr ganz unverfälscht in der ländlichen Mundart hervorließ. Aber, o Wunder, die Grundmelodie dieser großen Foge ewiger Menschlichkeit war durch nichts zu erschüttern. Sie drang unbefert durch das kindlich-eifrige Geschwätz. Waren vorher in der Erzählung der Dreizehnjährigen die Figuren der Geschichte in sanften Heiligenbildern erstanden, so erschienen jetzt, wie auf großen Bilderbogen, die Hirten auf dem Felde, Maria und das Jesuskind, die Verkündigung auf dem Felde, derb und heiter zugleich.

Die Gedanken des Besuchers gingen in die Ferne. Ihm schien es, als stiegen aus dem kindlichen, fremdartigen Wirrwarr der Worte, gleich Raketen, Laute aller Sprachen der christlichen Welt auf: französische, englische, italienische, spanische, russische. Wie die Blumen im Frühjahr kamen diese Laute jeden Winter auf dem ganzen Erdenrund wieder: Gelsterblumen, die nicht welken können, die niemand ausrotten kann, weil sie ihre Wurzeln in den ewigen Bezirken des Herzens haben.

In diese Gedanken hinein beendete die Kleine, rot vor Eifer aus freier Phantasie, eine fünfjährige Dichterin, ihre Erzählung: „Und Maria hatte keine Windeln, womit sie hätte das Kind einwickeln gönn'... da nahm sie ihr bestes Kleid aus dem Schranke und sagte: Für dich ist mir nichts nicht gut genug! Niemand lechte ob dieser eigenwilligen Erfindung. Die Dreizehnjährige strich ihr über das Haar und sagte bewundernd nichts weiter als: „Scheene — scheene!“

An den Bankenschnitten ging jetzt eines der Mädchen herum und sammelte. „Für die Armen!“ sagte sie jedesmal. Da zogen sie, die selber arm waren, Pfennige aus winzigen Portemonnaies und koketten Handtäschchen. Manche läufte den Rock und holte hinter dem Gummiband, am Strumpfrand die sorgsam eingeklemmte Münze hervor und warf sie in die Büchse.

Inzwischen setzte die Orgel ein und spielte leise: „Es ist ein Ros' entsprungen“.

Max Geisenheyner.

## Das sanfteste der Gesetze Von Rudolf Hagelstange

Unter den Mysterien, die das christliche Abendland bis auf den heutigen Tag mit unverminderter Stetigkeit bewegt haben, ist die Geburt des göttlichen Kindes das zugleich innigste und bewegendste. Der Streit um die Bedingungen des Glaubensaktes, der von hier seinen Ausgang nahm, hat sich mehr und mehr wie ein immer an- und abschwellender Sturm auf den Stamm und die vielastige Krone des christlichen Lebensbaumes gestürzt. Aber das Reis, die Wurzel zu alledem, blieb im Schoß des Geheimnisses, und mehr noch: im Schoße des menschlichen Gemütes wie ein schließlich Unantastbares, vor dem auch die kritische Welt mit leise lächelnder Ehrfurcht inne-



Kinderzeichnung von Asta Ruth Seiner, Stuttgart, die sich durch ihre Illustrationen in Büchern und Zeitschriften einen besonderen Namen gemacht hat.

hielt. Nicht Wein und Blut, Brot und Leib, galt es hier zu trennen oder zu vereinen. Nicht Erbschuld und Sühneweg, Wunder und Wissenschaft wollten hier gewiesen oder befragt sein. Nur dies Eine schien zu gelten: Ein Kind ist geboren. Und alle neigten sich vor ihm, heimlich oder öffentlich, gläubig oder fühlend. Seltsame Ueberenkunft in den Herzen aller und einmaliges Fühlen eines nicht zu erjagenden Geheimnisses! Mehr noch als der sich offernde Gekreuzigte besiegte und einte alle das unschuldige Neugeborene, das in Armut kam, auf einer Reise, karge Ruhestatt in einer Krippe findend, zu der die Hirten des Feldes kommen, um ihre Knie zu beugen.

Es besteht kein Zweifel, daß hier eine Symbolik im Glauben lebendig geworden ist, die in ihrer Einfachheit alle Welt erreichen und bewegen muß. Wer anders als ein Kind kann mit einem Lächeln, ja seinem bloßen Dasein

das Eis des kältesten Herzens zum Schmelzen bringen? Was anders als solche Armut an der Wiege schon, macht die Fragwürdigkeit irdischen Besitzes begrifflicher? Welche Gestalt könnte die der Hirten an Einfalt, Weisheit und hütender Gebärde übertreffen? Und auf dem Nacken welcher Tiere liegt ähnliche Geduld und Dienbarkeit, wie auf den an Joch und Stecken gewöhnten Ochs und Esel? Später kommen die Könige, mit Weihrauch und Myrrhe. Sie kommen aus dem Orient. Aber Ochs und Esel, die armen Hirten des Feldes, — sie kommen aus aller Welt. Und Krippe und Stall und der stille Stern am Himmel stehen über jedem Land, jedem Fleckchen.

Man muß an Stifters „sanftes Gesetz“ aus seinem Vorwort zu „Bunte Steine“ denken, in dem der Satz steht: Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen, und in dem er das Laie und Bescheidene als viel größere Gewalten erkennt, als das Klingende und Majestätische. Braucht es eines überzeugenderen Beweises als das sich beugende Knie aller vor dem Kind in der Krippe für die Unwiderstehlichkeit und Geltung dieses sanften Gesetzes?

Später kommen Könige. Sie kommen aus dem Orient. Es kommen Weise wie Simeon und Gelehrte des Buchstabens, die Theologen des Tempels, Hauptleute und reiche Jünglinge, Apostel, — aus der Jüngerschaft wächst die Gemeinde, aus der Gemeinde die Kirche, aus der Kirche ein Kirchenstaat. Das sanfte Gesetz verliert an Kraft, je mächtiger es zu werden trachtet. Aber nach zweitausend Jahren noch ruft in einer einzigen Nacht die Stimme des Kindes den millionenfachen Christophorus aus seinem Schlaf. Und ob er tief gerührt hat und müde geworden ist wie nie zuvor, — mürrisch erhebt er sich, denn das millionenfache Kind ruft an seinem Rock und verlangt, daß er die Stimme höre und das Rufen stille des einen Kindes, das für alle steht.

Es heißt, daß dann ein Kindermörder seine Schergen ausschickte, um das Leben vieler Neugeborener wieder auszulöschen. Aber soviel Blut geflossen sein mag, das Kind blieb am Leben. Gewiß waren die Tage des Herodes Tage, die zu den dunkelsten der Menschheit gehören. Aber sie sind nicht dunkler gewesen als die, die wir durchlebten und durchleben. Und wieder kommt das einzige Licht, das in diese Tage des Hindämmerns für eine einzige Nacht milde hineinleuchtet, von einem Kinde und dem Stern, der über seiner armen Wiege steht.

Es geht Trötung von ihm aus für diejenigen, die leiden am Hunger, an der Verlassenheit, dem Vertriebensein, und auch für die, die leiden an der Schuld. Aber es geht auch ein stiller Vorwurf aus von ihm für diejenigen, die nicht erkennen wollen, daß es ein ausgezehrt Kind ist, das mit brennenden Augen blickt, und die wissen müssen, daß auch nicht der Schatten des Herodes einen Tag länger unter uns geduldet werden darf. Denn ein Geschlecht, das dieses sanfteste aller Gesetze nicht wieder auf seine Tafeln schreibt, entbehrt der Würde, die ihm ein menschenwürdiges Ende seiner Tage verbürgt.

Und wenn es von dem Kinde, das in diese verfinsterte Zeit geboren wird, heißt, daß es ein ausgezehrt Kind sei und mit brennenden Augen in die Welt blicke, so ist wenig gewonnen, wenn man dabei nur die gängige Münze der Selbstbemitleidung scheppern hört.

Denn es ist eine alte Auszehrung und ein alter Hunger des Kindes, die uns da anrühren. Und nur weil wir Menschen des Scheins geworden sind, springt uns das Gegenwärtige an, vielleicht auch, weil der Weg zu einem hellen Leben durch die Niederungen der Notdurft führen muß, damit erkannt werde, was Brot und Milch, Freiheit und Friede sind und welcher Segen auf ihnen ruht. Denn hinter dieser Auszehrung des Tages steht eine andere, tiefere, ältere.

Es mußte wohl so kommen, daß täglich und allnächtlich und auf Jahre hinaus, willentlich hier und wissenschaftlich dort, Kinder gemordet wurden, deren Blut über alle gekommen ist, damit wir erfahren, wie weit wir abgewichen waren auf unseren Irrgängen vom Geheimnis des Lebens selbst, von seiner Quelle, seiner innigsten Schöpfung. Denn mit dem Kinde, dessen Geburt den einfältigen Hirten vermeldet wird und das für alle steht, wollte der Friede kommen, und nur durch das Kind und im Kinde kann ein wahrer Friede sein. Laßt das sanfteste aller Gesetze heraustreten aus einer liebe gewordenen Stille in das Bewußtsein eines wachen Herzens! Es muß länger wirksam sein als eine heilige Nacht. Dieses Kind will zu allen sprechen. Es spricht in der Sprache der Menschheit und hat die Bezirke des christlichen Mysteriums, in die es eintrat, längst gesprengt, um die Huldigung aller anzunehmen, die in der Liebe allein und in den Kindern dieser großen Mutter, die Verzeihung, Duldung, Mitleid, Hilfe und Brüderlichkeit heißen, ihre Reinheit und Wahrhaftigkeit erweist.

Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehen und Entwickeln dessen notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dedurch aller.“

Das sanfteste der Gesetze aber steht milde auf dem dunklen Grund einer fast heillosen Zeit, wenn wir in einer stillen Nacht innwerden, was es heißt: „Ein Kind ist uns geboren.“

## Das Weihnachtsekel Von Friedrich Luft

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir in Jack und Schurzfell und roch nach Bier und sprach zwei Stunden zu meiner Qual von Zinsen und von Kapital. Ein Kerl vor dem mich Gott bewahr! Hat keinen Festtag im ganzen Jahr! Theodor Storm.“

Man erspare uns die schriftstellerische präzise Schilderung des Weihnachtsekels. Wir wollen diesen Teufel nicht unnötig an den Lichterbaum malen. Wir kennen ihn alle.

Zu Bescherungen kommt er zu spät. Geschenke hat er lieblos erst kurz vor Ladenschluß gekauft und überreicht sie uns mit barscher Geste. Von Weihnachtsliedern kennt er nur die erste Strophe. Besonders sinnige Ausgestaltung des Festes im Familienkreise liebt er gar nicht. „Macht's kurz!“ murmelt er nur, und steckt sich seine zugeteilte Hagestolz-Fehlfarbe an einem Licht des Weihnachtsbaumes an, daß die Familie erstarrt. Denn wer zu solchem Prevel fähig ist, dem muß wahrhaft schon statt eines Herzens ein Pfund Zement in die Brust eingelassen sein. Zu schweigen davon, daß ihm Olga das obligate Feuerzeug geschenkt hat, wie alle Jahre wieder. Er fliegelt sich auf seinen Stuhl, läßt all die Heben, ständigen Brüche mit Kümmermiese über sich ergehen und strahlt eine durchdringende Walle des Mißmuts aus.

Was hilft es da, daß die gesamte Familie zum milden Gegenangriff übergeht, daß sie ihn in eine Wolke der Güte und des stillen Glückes einzuhüllen trachtet? Gute Worte werden an ihn gerichtet. Die milden Gaben werden hergezogen und sanft gewürdigt. Ein jeder öffnet verstoßen die lang verschlossene Gefühlsremise seines Herzens. Mit nichts ist unser Freund zu fassen. Ja, es hat den Anschein, als zöge er sich, je rührsamer die Stimmung unterm Lichterbaume wird, noch heftiger in seine kalte Schale der Abwehr und der Einsamkeit zurück. Und schließlich liest er Zeitung.

Pürwahr — die dicke Freudenthalax der Familie zerplittert an so renitenten Haltung. Wer unter'm Christbaum Zeitung liest, gehört schon in die Nacht hinausgejagt, wo es am Heiligabend erfahrungsgemäß regnet und ungemütlich ist, daß unser Ekel dort das heulende Blend überkommen müßte. Aber — wie seltsam — nach einer Stunde bricht unser Ekel selber auf, schlägt mit einigen Türen, greift Hut und Regenmantel vom Haken und geht von selbst dorthin, wo hinaus kein fühlender Mensch einen Hund in dieser Nacht jagen würde. Wir bleiben sehr erstaunt zurück und sind jetzt keineswegs erleichtert. Die wahre Weihnachtsstimmung kommt nicht auf, denn

### Die Nacht Mariens

Es kam die Zeit, daß sich enthülle das Wort der Schrift und der Propheten Schreie: Es zog ein Paar nach seines Herrschers Wille, damit geschätzt werde Mann und Frau, zur Stadt. Jung war das Weib. Der Jahre Fülle trug schon der Mann. Ihr Kleid war grau vom Staub, den ihre Schritte auf vom Wege scheuchten, als sie des Tages Rast und Ziel erreichten. Und man erzählte: In dieser Stadt der Städte, die ausgezeichnet werden sollte vor dem Herrn, da blieb dem jungen Weibe nicht ein Bett. Sie fanden einen Stall, der nahm sie gern. Und Ochs und Esel grüßten rasend mit der Kette, und ihre Lampe war ein stiller Stern. Es fiel der Wind durch Fenster, Dach und Türen und half dem Mann ein Feuer schüren. Und es geschah zur Nacht in diesen Wänden, da schrie das Weib und weinte in den Wind und litt in Schmerzen, die an allen Enden für alle Mütter noch die gleichen sind, und hielt in ihren leidenschaftlichen Händen das Licht, das All, das Leben — hielt ihr Kind. Und ihrer Freude Tränen fielen nieder und wuschen dieses Kindes vielgeliebte Glieder. Es mag wohl sein, daß solche Frauen, für die die Welt kein weiches Bett hat, ein Singen kommt von himmelsternen Auen, daß Hirten knien vor solcher Loperstalt und dort das Licht der Welt erschauen... Und solche Mütter hat wohl jede Stadt, auch wenn sie nicht die Welt erschüttern wie einst Marie, die Ärmste, reichste unter allen Müttern. Rudolf Hagelstange (geb. 14. 1. 1912 Nordhausen).

vor dem Auge unserer Phantasie geht unser Ekel durch die nassen Straßen, ausgestoßen aus der allgemeinen Wärme, ein Flüchtender vor seinem eigenen Gefühl. Wir können ihn für diese Stunden nicht vergessen, ein Stachel ist uns in den Steiferücken geraten, ein Wermutstropfen in den Zuckerguß.

Ist er ein schlechter Mensch, der Weihnachtsteufel? Nein! Ganz schlechte Menschen kommen nur in der Fabel und bei Edgar Wallace vor. In Wirklichkeit sind sie gemischt, und Gut und Böse liegen in ihrer Brust im Kampf wie bei uns allen. Vielleicht ist unser Freund aber in zarter Jugend einmal beim Aufgehen des Weihnachtsgedichtes vor versammelter Familie auf arge Weise stecken geblieben und trägt seitdem eine verdeckte Scham in seiner Brust. Vielleicht ist er nur ein Rehaube und Gemütsverhärteter in solchem Maße, daß er den milden Sinn des Festes nicht verstehen kann. Doch ein Gemütsrehaube auf der Flucht!

Wir behaupten, daß ein Übermaß an Empfindung unseren Freund in jene rauhe Nacht hinausgestoßen hat. Manche unter uns können gutgläubig und mit leichter Hand Glück verbreiten, und sie haben keine Hemmung in ihrer Brust dabei. Umarmung, Kuß und gute Worte, ein Lechen, Prohahn und schon reiben sich die angewärmten Herzen symbolisch aneinander. Zu ihnen gehört das Weihnachtsekel keinesfalls.

Das Weihnachtsekel aber ist so gebaut, daß ihm ein Lächeln schon ein Verrat im Innersten bedeutet, ein wirklicher Handdruck schon Herzensoffenbarung, ein sanftes Wort schon eine Seelenübergabe. Es steht schon eher so, daß unser Weihnachtsteufel an Angst vor seiner eigenen Herzensweiche leidet. Er fürchtet, daß die Familie wieder mal unter dem Weihnachtsbaum ihre Gefühle zur Schau stellen und in Rührung verharren wird. Das alles treibt ihn in den kalten Regen auf die Straße. Denn eine falsche Träne im Auge wird unserem Freunde schwerer verzeihbar erscheinen als ein Seelenmord in der Weihnacht.